

Dominique
Steinberg

Das

Mädchen vom Striezelmarkt

Weihnachtsmarkt-Saga



LÜBBE

Inhalt

Cover	
Über dieses Buch	
Über die Autorin	
Titel	
Impressum	
Gedicht/Vers	
Widmung	
Prolog	
1.	
2.	
3.	
4.	
5.	
6.	
7.	
8.	
9.	
10.	
11.	
12.	
13.	
14.	
15.	
16.	
17.	
18.	
19.	
20.	

- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.
- 32.
- 33.
- 34.
- 35.
- 36.
- 37.
- 38.
- 39.
- 40.
- 41.
- 42.
- 43.
- 44.
- 45.
- 46.
- 47.
- 48.
- 49.
- 50.
- Epilog

Über dieses Buch

Eine Holzschnitzerin und ihr Traum von Freiheit und Liebe

Dresden, 1899. Für Lea gibt es nichts Schöneres im Jahr als ein Besuch des Striezelmarkts mit seinen bunten Verkaufsständen und tausend Lichtern. Denn Leas heimliche Leidenschaft ist das Schnitzen von Holzfiguren. Doch ihr Traum, ihre kleinen Kunstwerke irgendwann einmal auf dem berühmten Weihnachtsmarkt auszustellen, bleibt ihr, dem jüdischen Mädchen, verwehrt. Aber dann geschieht dank eines Freundes Leas persönliches kleines Weihnachtswunder: Als Geselle verkleidet und unter falschem Namen verkauft sie ihre Holzschnitzereien auf dem Striezelmarkt und hat großen Erfolg. Der bleibt nicht unbemerkt – und schon bald steht nicht mehr nur ihre Zukunft auf dem Spiel, sondern auch ihr Leben ...

Über die Autorin

DOMINIQUE STEINBERG wurde 1969 in Heidelberg geboren, studierte Geschichte und Anglistik und veröffentlichte unter anderem Namen bereits mehr als zwanzig historische Romane, von denen einige zu Bestsellern avancierten. Steinberg lebt und arbeitet in der Nähe von Neustadt an der Weinstraße.

Dominique Steinberg

Das
Mädchen
vom
Striezelmarkt

Weihnachtsmarkt-Saga

LÜBBE

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Evi Draxl

Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de
unter Verwendung von Illustrationen von © Richard Jenkins Photography
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-2839-3

luebbe.de
lesejury.de

Der Winter bringt zweierlei auf einmal:
weiße Tage und schwarze Nächte.
Volksweisheit

Der Schnitzer misst das Holz mit der Messschnur,
er entwirft das Bild mit dem Stift und schnitzt es
mit seinem Messer; er umreißt es mit seinem Zirkel
und formt die Gestalt eines Mannes, das prächtige
Bild eines Menschen.
Jesaja 44,13

Für meine Familie

Prolog

Dresden, im November 1899

Die Kälte kroch in seine Stiefel wie eine Schlange auf der Suche nach Beute. Ihr Biss tat einen Moment lang weh, doch dann lähmte sie ihn, bis er nichts mehr spürte als Müdigkeit.

Der Junge war schon den ganzen Tag draußen unterwegs. Er wusste, was mit ihm geschehen würde, wenn er sich noch länger in der Kälte herumtrieb. Allzu oft hatte er es mitansehen müssen. Erst vor zwei Wochen war der kleine Pippin blau gefroren zurückgekommen, aber mehr als eine Kanne mit warmem Wasser hatte Radek ihm nicht gegeben. Der Arzt war nicht rechtzeitig geholt worden, weshalb der kleine Kerl seinen großen Zeh verloren hatte und sich seitdem nur noch humpelnd fortbewegte. Das war schlimm, aber Pippin hatte überlebt und musste auch nicht wieder hinaus auf die Straße. Fürs Erste durfte er am Herd sitzen und die Lampen basteln, mit denen Radek, der Teufel, seine Schützlinge durch die Gassen von Dresden jagte.

Der Junge setzte seinen Bauchladen ab und sog die eisige Winterluft in seine Lungen. Er fragte sich, wie spät es inzwischen war. Auf der Straße fand er niemanden, den er nach der Uhrzeit hätte fragen können, und einen der Läden zu betreten traute er sich nicht. Die Kaufleute jagten ihn davon, sobald sie ihn auch nur die Tür öffnen sahen. Ob

er es wagen konnte, einfach nach Hause zu gehen? Bei der Vorstellung, dort zu früh zu erscheinen, wurde ihm angst und bange, denn das hatte Radek ihm verboten. Vor anderen spielte er sich immer als ihr Beschützer auf, aber in Wahrheit war ihm das Wohlbefinden seiner Schützlinge völlig egal. Ihn interessierte nur, wie viele Laternen sie auf dem Weihnachtsmarkt verkauften. Und genau da lag das Problem: Der Junge hatte heute nicht eine einzige Laterne an den Mann gebracht. An Gelegenheiten hatte es nicht gemangelt, aber er hatte Dinah den Vortritt gelassen, die hustete und sich mit dem schweren Bauchladen noch mehr plagte als er. Die Erinnerung an Dinahs müdes Lächeln wärmte ihn ein wenig, doch das Gefühl hielt nicht lange an. Rasch hob er den hölzernen Kasten an, atmete aus und sah zu, wie sich das kalte Wölkchen, das seinen Lippen entwich, langsam in der Winterluft auflöste. Warum konnte sich Radek nicht ebenso in Luft auflösen? Am besten noch vor der Abreibung, die er ihm gleich vor den anderen verpassen würde.

Mühsam schleppte er sich weiter und lauschte dem Schnee, der bei jedem Schritt unter seinen Sohlen knirschte. Das lähmende Gefühl in den Beinen wurde stärker, und nun gesellte sich die gefürchtete Müdigkeit hinzu, die ihn lockte, sich in einem der finsternen Hinterhöfe in einen Winkel zu kauern und darauf zu warten, bis der Schlaf ihn übermannte. Dann wäre die beißende Schlange in seinen Stiefeln zufrieden und er von allen Sorgen befreit. Vielleicht nicht das Schlechteste.

Als er die Augustusbrücke überquerte, kam ihm eine Idee. Ganz in der Nähe kannte er einen Ort, an dem er sich möglicherweise aufwärmen konnte. Mit letzter Kraft kämpfte er sich durch das Gewirr der Altstadtgassen, dann durchquerte er zwei verschneite Höfe, in denen es streng roch. Vor einem uralten Haus mit grün angestrichener Tür blieb der Junge stehen und schaute sich vorsichtig um. Hier war niemand, nur ganz von fern trug ihm der Wind die

Töne eines Leierkastens zu. Als der Junge hinter den schmutzigen Scheiben kein Licht wahrnahm, jubelte er still. Den Besitzer des Hauses kannte er flüchtig. Er war ein Möbeltischler und hatte für Radek die verfluchten Bauchläden gezimmert. Die Tage vor Weihnachten arbeitete er jedoch in einer Bude auf dem Striezelmarkt. Also war seine Werkstatt leer. Und der Junge wusste, wie sich das Fenster mit einem einzigen Handgriff öffnen ließ.

Nur einen Augenblick später stand er in einer schmalen Kammer, die von oben bis unten mit Werkzeugen, Nägeln und Schrauben vollgestopft war. Der Geruch von Holz und Leim stach ihm in die Nase. Der Raum war zwar ungeheizt, aber es war längst nicht so eisig wie draußen im Schnee, wo die Schlange darauf lauerte, ihm wieder in die Zehen zu beißen. Lautlos schlich der Junge über den knarrenden Boden und öffnete die Tür, die in die benachbarte Werkstatt führte. Eigentlich hatte er nicht vorgehabt, etwas zu stehlen, das tat er fast nie, doch als er sich an der Wand entlangtastete, überfiel ihn der Gedanke, dass der Schreiner ihm etwas schuldig war. Schließlich stammten die verfluchten Bauchläden von seiner Werkbank. Ohne sie könnte Radek ihn nicht durch die Straßen hetzen. Also, so überlegte der Junge, trug der Schreiner eine Mitschuld an seinen verfrorenen Zehen. Warum sollte er sich da nicht in den Schränken und Truhen nach einem brauchbaren Schadenersatz umschauen? Womöglich fand er ja ein paar Groschen, genug, um Radek heute zufriedenzustellen und somit einer Bestrafung zu entgehen.

Zielstrebig durchsuchte er die Werkstatt, stieß dabei aber zu seiner Enttäuschung weder auf Pfennige noch auf etwas, das sich in einem der Läden rund um den Altmarkt zu Geld machen ließ. Wütend stieß der Junge einen Kasten von der Hobelbank und erschrak, als der samt Inhalt polternd auf die Dielen fiel. Mit angehaltenem Atem lauschte er, ob sich auf dem Hof etwas regte. Wie hatte er nur so unbeherrscht sein können? Er musste so schnell wie

möglich verschwinden, ehe ein Nachbar hellhörig wurde und nach einem Gendarmen rief. Zu seiner Erleichterung blieb alles still. Nicht einmal ein Hund schlug an. Dennoch ließ er sich sogleich auf die Knie nieder, um die aus dem Kasten gefallenen Gegenstände aufzusammeln. Erst jetzt bemerkte er, dass es sich dabei um geschnitzte Figuren handelte. Der Junge stieß staunend die Luft aus. Nie zuvor hatte er etwas Schöneres gesehen, nicht einmal in der Kirche, die er und die anderen Kinder aus dem Waisenhaus früher regelmäßig besucht hatten. Ein paar der Figuren waren mit Blattgold überzogen und in leuchtenden Farben bemalt worden. Sie zeigten Männer und Frauen in altertümlichem Gewand, aber auch Tiere, die ihm so täuschend echt erschienen, als würden sie jeden Moment die Mäuler öffnen und ihn anbrüllen. Die Figur einer Frau in einem langen Kleid gefiel ihm besonders. Ihr Haar war unter einem Schleier verborgen, aber was ihn vor allem faszinierte, war der Ausdruck ihres Gesichts. Freude und Erleichterung lagen darin, aber auch Spuren großer Erschöpfung und Angst vor einer ungewissen Zukunft. Der Junge berührte die Holzfigur so behutsam, als wäre sie lebendig. Er war genauso erschöpft wie die Frau. Auch er hatte Angst. Ihm war kalt, und seine Zukunft bestand aus einem verwanzten Bett und einem Teller lauwarmer Suppe.

Dann sah er sich auch die anderen Figuren näher an: bärtige Männer, frohlockende Engel mit und ohne Flügel, Schafe und ein schlafendes Kind in einer Krippe. Auf das Kind war der Junge ein bisschen neidisch, denn er glaubte nicht, dass er selbst jemals so sorglos und von anderen behütet würde schlafen können. Nicht, solange man ihn in Radeks Obhut ließ. Die Figur machte ihn noch trauriger als die der Frau, und doch war sie es, die er schließlich ins Futter seiner zerschlissenen Jacke gleiten ließ. Vielleicht würde Dinah sich darüber freuen. Sie liebte Krippenfiguren über alles. Und diese hier waren in der Tat besonders schön. Wer mochte sie wohl geschnitzt haben? Dem groben

Klotz von einem Schreiner traute er so viel Kunstfertigkeit nicht zu.

Doch er kam nicht mehr dazu, dem Rätsel der Krippenfiguren auf den Grund zu gehen, denn plötzlich waren vor der Werkstatttür Stimmen zu hören. Jemand kam in die Werkstatt. Dem Jungen stockte der Atem. Die Polizei? Vermutlich hatte ihn doch jemand bemerkt. Er musste auf der Stelle verschwinden, bevor man ihn erwischte und als Einbrecher festhielt. Es gelang ihm gerade noch rechtzeitig, den Kasten mit den Schnitzereien zurück auf die Werkbank zu stellen und sich in die Werkzeugkammer zu verdrücken, als auch schon die Tür zur Werkstatt aufflog. Dem Jungen pochte das Herz bis zum Hals. Trotz der Kälte spürte er, wie seine Hände vor Aufregung zu schwitzen begannen. Er schob sie in die Tasche und berührte dabei mit der Rechten die kleine Krippenfigur. Seit man ihn zu Radek geschickt hatte, wusste er nicht mehr so recht, ob er an einen Gott glauben sollte, der auf ihn aufpasste, doch in diesem Moment hätte er alles für ein Wunder gegeben.

Nebenan waren jetzt zwei Männer, so viel konnte der Junge durch den Türspalt erkennen. Sie stritten sich, aber der Junge konnte nicht verstehen, worum es dabei ging. Das diffuse Licht der Lampe verwandelte sie in Schemen. Eines schien allerdings klar zu sein: Polizisten waren das nicht. Einbrecher auch nicht. Er wünschte, er hätte sich einfach aus dem Staub machen können, doch er fürchtete, die Unbekannten würden das Knarren der Dielen unter seinen Füßen hören.

Ein wütendes Zischen drang zu ihm herüber. Das Blut stockte in seinen Adern, als er einen der Männer in der Werkstatt aufschreien hörte. Ohne es zu wollen, drückte er die Tür weiter auf und starrte angsterfüllt durch den Spalt. Er sah kalten Stahl aufblitzen. Ein Messer. Dann stöhnte jemand und ein schwerer Körper ging zu Boden. Im Nu färbte eine Blutlache das Sägemehl auf den Dielen rot.

Der Junge taumelte zurück. Mit größter Mühe unterdrückte er ein Schluchzen. Ein Messer und Blut. Viel Blut. Mit einem Satz war er am Fenster und schob sich geschmeidig wie eine Katze durch den Rahmen. Ein Sprung in den Schnee. Ein heißer Schmerz, der sich in seinen Knöchel fraß. Aber er ignorierte ihn. Er musste fort. Es ist nichts geschehen, redete er sich ein. Gar nichts. Ich war nicht hier. Ich habe nichts gesehen.

Hastig schnappte er sich seinen Bauchladen, den er hinter einer Regentonne versteckt hatte, und verschwand humpelnd in der Dunkelheit der Gasse.

1.

Im Salon über dem Antiquitätengeschäft brannten an diesem Nachmittag nur wenige Lichter. Die Liebermanns empfangen zwar Dutzende von Gästen, doch es war keine der üblichen Geselligkeiten, die ihre Bekannten in die Eliasstraße führte. Das Kommen und Gehen und das Schlagen von Türen brachten kalte Luft und Unruhe in den geschmackvoll eingerichteten Raum. Dabei bemühte sich jeder der Neuankömmlinge um ein würdevolles Auftreten. Bärtige Herren in schwarzem Zwirn, den Zylinderhut auf dem Kopf, ließen sich schweigend auf Fußbänken oder Schemeln nieder, von denen sie sich nur mithilfe des Hauspersonals wieder erheben konnten. Ihre Ehefrauen legten die klammen Mäntel ab und scharten sich sogleich um den Kamin, wo nur ein kleines Feuer entfacht worden war. Auch für sie wurden eilig Stühle herbeigebracht. Das Dienstmädchen ging langsam durch den Raum, um den Besuchern Erfrischungen anzubieten. Es gab russischen Tee, den die meisten Gäste jedoch dankend ablehnten. Keiner wollte vor dem anderen den Eindruck erwecken, er sei nur gekommen, um zu essen und zu trinken. Geredet wurde, wenn überhaupt, nur leise, mit gesenkter Stimme. Die meisten saßen einfach ein Weilchen da und starrten ins Leere. Ehe sie sich erhoben, nickten sie den Gastgebern zum Abschied zu und verließen dann den Salon, um anderen Besuchern Platz zu machen. Damit war die Pflicht der *Schiwa*, der Totenklage für den alten Jakob Liebermann erfüllt.

Lea, die jüngste Tochter des Verstorbenen, stand ein wenig abseits und nestelte nervös an den schwarzen Perlen ihrer Kette. Sie wusste, dass die *Schiwa* zu den Traditionen gehörte, auf deren Einhaltung ihr Vater strikt gepocht hätte. Dennoch wünschte sie sich, die Leute würden endlich gehen und sie mit ihrer Trauer allein lassen. Ihr einziger Trost war, dass die Trauerzeit an diesem Abend zu Ende ging. Ab morgen würden sie alle ihr gewohntes Leben wieder aufnehmen. Das Hausmädchen würde die schwarzen Tücher von den Spiegeln nehmen und den Trauerflor von der Tür entfernen. Ihre Brüder würden den Laden öffnen und Möbel verkaufen, genauso wie sie es vor Vaters Tod getan hatten. Dora, ihre Schwägerin, würde sich weiterhin um den Haushalt kümmern. Im Grunde war Lea sogar froh, dass die Ehefrau ihres ältesten Bruders Aaron diese Pflichten übernommen hatte, denn Lea hatte nie viel Interesse für die Tätigkeiten aufgebracht, mit denen sich die anderen jungen Mädchen ihres Alters beschäftigten. Vermutlich war das der Grund gewesen, warum ihr Vater sie in das teure Pensionat im Harz geschickt hatte. Dort hatte man Lea auf eine Ehe vorbereiten wollen, und zunächst hatte sie sich auch Mühe gegeben, ihren Vater nicht zu enttäuschen. Sie hatte Klavier-, Gesangs- und Tanzunterricht genommen. Sie hatte gelernt, wie man Haushaltsbücher führt und mit Dienstboten umgeht. Mit diesen und vielen weiteren Kenntnissen war sie im Sommer nach Dresden zurückgekehrt, wo sie aber bald hatte feststellen müssen, dass ihr Wissen überhaupt nicht anwendbar war. Jakob Liebermann war trotz seines geschäftlichen Erfolgs ein bescheidener Mann gewesen, der mehr Wert auf Fleiß und die Einhaltung der religiösen Gebote gelegt hatte als auf teure Kleidung oder delikate Speisen. Niemals wäre es ihm in den Sinn gekommen, das Antiquitätengeschäft am Sabbat zu öffnen. Er hatte darauf bestanden, dass man am Freitagabend in die Synagoge ging und die Feiertage einhielt. All das war Lea in ihrem

Pensionat im Harz aber nicht beigebracht worden, was ihren Vater zu dem Urteil bewogen hatte, er habe sein Geld zum Fenster hinausgeworfen.

Lea blickte trübsinnig zum Kamin, wo das Porträt ihres Vaters hing, das einzige Gemälde im Salon, das unverhüllt geblieben war. Je länger sie es betrachtete, desto unbehaglicher fühlte sie sich. Trotz seiner Strenge hatte sie den alten Mann geliebt, und sein Tod schuf eine schmerzhaft Leere in ihr. Wie gern hätte sie ihm doch vor seinem Tod gesagt, dass er sich um sie nicht sorgen müsse, dass sie mit ihrem Leben zufrieden sei. Sie hätte ihm auch gerne anvertraut, was sie wirklich glücklich machte, aber vermutlich hätte ihn das so aufgeregt, dass ihn der Schlag noch früher getroffen hätte. Also hatte sie nur stumm seine Hand gehalten.

»Lea!«, rief ihre Schwägerin.

Dora war eine große, grazile Frau, die auf der Straße bewundernde Blicke auf sich zog. Sie hatte ein ebenmäßig geformtes Gesicht mit milchig-blasser Haut und pechschwarzes, seidig glänzendes Haar, um das Lea, deren Haarfarbe an Herbstlaub erinnerte, sie beneidete. Wie gewöhnlich trug Dora auch heute einen dunklen Rock und darüber eine fast knielange Weste aus nachtblauer Seide, die mit winzigen Perlen bestickt war und sehr elegant wirkte. Dora bewegte sich anmutig an ihren Gästen vorbei, eines der beiden Dienstmädchen wie ein Gefolge im Schlepptau, bis sie vor Lea stand. Lea bekam einen trockenen Mund. So erging es ihr immer, wenn Dora sich dazu herabließ, mit ihr zu sprechen, denn ihre Schwägerin vermittelte ihr neuerdings allzu oft das beklemmende Gefühl, ein überflüssiger Esser im Haus der Liebermanns geworden zu sein.

»Wie oft muss ich dich rufen, bis du mich hörst?« Doras Frage klang vorwurfsvoll, dennoch umspielte ein sanftes Lächeln ihre geschwungenen Lippen. Eigentlich lächelte sie fast immer, selbst wenn es dafür keinen Anlass gab.

»Der Notar ist endlich da. Dein Bruder und ich wollen die Schiwa nun aufheben. Es wird Zeit, die Leute heimzuschicken!« Mit einem kritischen Blick überprüfte sie, ob Leas Frisur auch saß und ihre Kleidung in Ordnung war.

Normalerweise hätte sich Lea dagegen gewehrt, doch heute ließ sie die Blicke ihrer Schwägerin unkommentiert über sich ergehen. Sie war müde und ganz und gar nicht in der Stimmung, mit Dora zu streiten. Ihr Vater hatte sie manchmal gegen Doras Sticheleien in Schutz genommen. Nicht weil er ihre Meinung nicht geteilt hätte, sondern, weil er in seinem Haus keinen Unfrieden geduldet hatte. Nun aber war er tot, und es gab niemanden mehr, der Dora hätte Einhalt gebieten können. Ihr Bruder Aaron hatte zwar nichts gegen sie, stand aber, was familiäre Angelegenheiten betraf, ganz aufseiten seiner Frau. Er teilte Doras Ansicht, dass Leas Mangel an Liebreiz und ihre Verträumtheit schuld daran waren, dass sich noch immer kein Mann für sie interessiert hatte.

Dora führte Lea zu einigen Herren, die vor der Tür zum Arbeitszimmer ihres Vaters auf sie warteten, darunter auch Leas Brüder Aaron und Oskar, die ihr höflich zunickten.

»Nun, dann wären wir ja vollzählig«, sagte Aaron, der so vernünftig und sachlich klang wie immer. »Gewiss können wir die Angelegenheit rasch abwickeln, damit der Herr Notar nach Hause kommt, bevor es wieder zu schneien beginnt. Das Wetter ist momentan wirklich unberechenbar, nicht wahr?«

Leas Bruder legte seine Hand auf die Türklinke, ganz der Herr des Hauses, der er in wenigen Augenblicken auch offiziell sein würde. Er war ein gut aussehender Mann, der, obwohl ihm die Zeit für körperliche Ertüchtigung fehlte, eine schlanke, fast schon athletische Statur besaß. Wie alle Liebermanns hatte er braunes welliges, dichtes Haar, und er hatte es sich angewöhnt, es zu scheiteln und länger zu tragen, als es der gängigen Mode entsprach. Ein

Oberlippenbärtchen, welches er mit nahezu peinlicher Gewissenhaftigkeit pflegte, verlieh ihm eine dandyhafte Note, was aber keineswegs seinem Wesen entsprach. Mochte Aaron sich auch modisch kleiden und einer Vorliebe für Zigarren und guten Wein frönen, dem Wesen nach war er ein Abziehbild des alten Jakob Liebermann. Lea bezweifelte keinen Augenblick, dass Aaron die Geschäfte des Verstorbenen in dessen Sinne weiterführen würde. Nichts würde sich ändern. Weder für sie noch für die anderen, die unter diesem Dach lebten. Als sie den Notar in seinen Akten blättern sah, wurde dieses Gefühl umso stärker. Sie sah zu ihrem Bruder Oskar, der stumpfsinnig an seinen Nägeln knabberte – eine Unsitte, die ihm niemand je hatte abgewöhnen können. Oskar und Aaron waren Zwillinge, eineiige sogar. Doch trotz ihrer Ähnlichkeit hätte kaum einer die beiden Männer miteinander verwechselt. Oskar war nicht hässlich, besaß aber weder Aarons blendendes Aussehen noch eine Spur von dessen Gewandtheit. Er erweckte stets den Anschein, als wäre er soeben erst aufgestanden oder im Begriff, zu Bett zu gehen. In seinen Augen war kein Funkeln, er machte niemals einen Scherz, über den andere lachten, und fühlte sich von geistreicher Konversation überfordert. Offiziell nahm er im Geschäft dieselbe Position wie Aaron ein, aber jedem in der Familie war klar, dass er dies nur tat, weil sein Vater es so gewünscht hatte. Obwohl Oskars Miene für gewöhnlich nicht preisgab, was er fühlte oder dachte – sofern er überhaupt etwas dachte, – glaubte Lea nun, Erleichterung in den Augen ihres Bruders zu sehen. Vermutlich rechnete er schon damit, dass das Testament des alten Jakob ihn seiner Pflichten in der Geschäftsleitung enthob. Er würde natürlich in der Firma bleiben, aber keine Entscheidungen mehr treffen müssen. Ein entspanntes Leben erwartete ihn. Trist und langweilig, aber geregelt. Für Oskar würde sich alles fügen, nicht aber für Lea. Und ebendas bereitete ihr Sorgen.

Aaron gestattete dem Notar, an dessen Namen Lea sich nicht erinnerte, an Vaters Schreibtisch Platz zu nehmen, wo er sofort daranging, seine Dokumente und Akten vor sich auszubreiten. Für Lea sah es aus, als legte er eine Patience. Sie und Aaron ließen sich auf den von Dora arrangierten Stühlen nieder. Nur Oskar setzte sich nicht. Er trat zu der großen Standuhr, die kurz nach dem Tod des Vaters angehalten worden war, und setzte das Pendel wieder in Bewegung. Als Lea das Ticken vernahm, das ihr seit frühester Kindheit vertraut war, musste sie mit den Tränen kämpfen. Ihr Vater mochte seine Probleme mit ihr gehabt haben, so wie sie auch mit ihm, doch es lag auf der Hand, dass sie ihn schrecklich vermissen würde.

»Darf ich Sie bitten, nun den letzten Willen meines Vaters zu verlesen, Herr Notar!« Aaron klang ungeduldig. Er war an straffe Zeitpläne gewöhnt und hatte nichts übrig für Trödelei. »Ich glaube, meiner Schwester ist nicht wohl. Sie möchte sich so bald wie möglich zurückziehen.«

»Es tut mir außerordentlich leid, Herr Liebermann, aber ich bin verpflichtet zu warten, bis alle Geladenen erschienen sind.«

»Aber wir sind doch alle hier«, flötete Dora. »Oder sollen wir die Dienstboten als Zeugen hinzubitten?«

Der Notar lächelte nachsichtig. »Keineswegs, gnädige Frau. Aber es wurde verfügt, dass auch Madame Fleck anwesend sein muss.«

»*Madame Fleck?*« Obwohl Dora stets auf Haltung bedacht war, entfuhr ihr ein spitzer Schrei. »Willie? Das soll wohl ein Scherz sein, mein Herr! Der Alte ... ich meine, mein Schwiegervater seligen Andenkens, hat ihr das Haus verboten. Sie gehört nicht mehr zur Familie.« Sie griff nach der Hand ihres Mannes und rüttelte sie. »Aaron, so tu doch etwas!«

Aaron Liebermann runzelte die Stirn, schwieg jedoch. Lea zweifelte indes nicht daran, dass es in seinem Kopf zu arbeiten begann.

»Willie Fleck ist unsere Schwester ... Nein, genau genommen ist sie nur unsere Halbschwester, nicht wahr? Weil nämlich ...« Oskar verstieg sich zu einer umständlichen Erklärung, verlor aber bald den Faden. Als er bemerkte, dass ihm keiner zuhörte, wandte er seine Aufmerksamkeit wieder der Pendeluhr zu, die ihn mehr zu faszinieren schien als die lebhaftige Diskussion, die nun im Arbeitszimmer begann.

»Diese Person kommt mir nicht ins Haus und damit basta!«, zischte Dora, ohne die erhobene Hand des Notars zur Kenntnis zu nehmen. »Sie hat ihrem Vater das Herz gebrochen. Deshalb lebte er ja auch in der ständigen Furcht, Lea könnte eines Tages Willies schlechtem Beispiel nacheifern.«

Ja, rede nur über mich, als wäre ich gar nicht da, dachte Lea. Wobei sie nicht abstreiten konnte, dass in Doras Worten ein Fünkchen Wahrheit lag. Als Heranwachsende hatte sie sich oft gefragt, ob sie nicht deshalb mit solcher Strenge erzogen worden war, weil es vor ihr eine andere Tochter gegeben hatte. Eine, die nach ihrem Zerwürfnis mit dem Vater einfach davongelaufen war. Doch seitdem waren viele Jahre vergangen. Lea konnte sich nicht einmal mehr an die ältere Halbschwester erinnern, die ihr zuweilen als mahnendes Beispiel vorgehalten wurde, wohin Aufsässigkeit und Ungehorsam führten. Wenn sie ehrlich war, wusste sie selbst nicht, was sie von dieser Willie halten sollte. Führte diese tatsächlich das skandalöse Leben, das man ihr andichtete, oder hatten ihr Vater und Aaron nur übertrieben, um in Lea den Wunsch, sie kennenzulernen, im Keim zu ersticken? Dem Blick des Notars nach war eine Begegnung heute unvermeidlich. Aarons und Doras Protest zum Trotz bestand der alte Herr darauf, das Testament nur im Beisein der ältesten Tochter Jakob Liebermanns zu verlesen.

»Eine Farce, das ist nicht mehr als eine Farce«, schimpfte Dora leise vor sich hin.

Es vergingen noch einige wenige Minuten, bis Ilse, Doras Stubenmädchen, ins Zimmer trat und die Ankunft einer Dame ankündigte.

»Eine Dame«, brummte Dora missmutig. »Von wegen!« Da Leas Schwägerin keine Anstalten machte, einen weiteren Stuhl holen zu lassen, stand Lea auf. Sie wollte soeben Ilse darum bitten, als sich eine Frau an dem Dienstmädchen vorbeischoob. Sie war etwa Mitte dreißig, trug einen weiten, dunkelblauen Mantel und einen breitrempigen Hut mit Federschmuck. Zum Schutz vor der winterlichen Kälte hatte sie sich gleich mehrere handgestrickte Schals um den Hals gewunden. Das Bemerkenswerteste an ihrer Erscheinung war jedoch zweifellos die Hose, die unter dem Mantel hervorschaute, sowie das Paar klobiger Stiefel.

»Gott, du Gerechter«, murmelte Dora entgeistert. »Sie ist es wirklich!«

Die Geschwister Liebermann starrten ihre Schwester an, brachten aber kein Wort über die Lippen. Das war allerdings gar nicht nötig, da diese die Initiative ergriff. Mit einem freudigen Aufschrei lief sie auf Oskar zu und drückte ihm einen dicken Kuss auf die Wange.

»Wie schön, dich wiederzusehen, mein liebster Aaron. Es ist viel zu lange her, aber du hast dich keine Spur verändert. Ich dachte mir, dass aus dir einmal ein hübscher Bursche werden würde.«

»Du redest nicht mit mir, sondern mit Oskar«, sagte Aaron säuerlich. Das Stubenmädchen, das noch an der Türschwelle stand, hielt sich kichernd die Schürze vor den Mund, wurde aber durch Doras scharfen Blick aus dem Raum verbannt.

»Nun ja, bei Zwillingen kann so ein Fauxpas schon mal passieren! Ich weiß noch, wie Vater und Mutter euch ständig verwechselten.« Willie setzte den Hut ab und rückte mit der Hand ihre Frisur zurecht. »Das junge Ding hätte mir wirklich den Mantel abnehmen können, nicht

wahr? Aber das Personal ist auch nicht mehr das, was es einmal war. Ich kann davon ein Lied singen. Na ja, macht nichts, dann behalte ich ihn eben an. Es ist sowieso ein wenig kühl hier. Warum heizt ihr nicht vernünftig? Eine gleichmäßige Wärme bekommt den alten Möbeln besser. Besonders der Standuhr in der Ecke. Ach, an die erinnere ich mich noch ganz genau. Wisst ihr, dass unser Vater sie meiner lieben Mama zum Geschenk gemacht hat? Das war kurz bevor die Ärmste von uns ging.«

Während die Frau munter weiterplauderte, zwang sie jeden Einzelnen der Anwesenden in eine parfümgeschwängerte Umarmung. Nur der alte Notar, der sich hinter Liebermanns Schreibtisch verschanzt hatte, blieb davon verschont.

»Dann bist du also unser Kindchen!« Mit einem wehmütigen Lächeln kniff Willie Fleck Lea in die Wange. »Das Mädchen, das die Welt wieder ins Lot bringen sollte.«

Lea gefiel diese Bemerkung nicht, denn sie klang fast so, als sei sie nur geboren worden, damit ihr Vater nach dem Verschwinden seiner Ältesten wieder eine Tochter im Hause hatte. So etwas auch nur anzudeuten war taktlos und entsprach gewiss nicht der Wahrheit. Lea war beileibe nicht auf der Welt, um die Fehler einer anderen wiedergutzumachen.

»Habe ich die Ehre mit Frau Wilhelmina Fleck, geborene Liebermann?«, ließ sich die Stimme des Notars vernehmen. Der Mann klang ungeduldig.

»Sie haben, Doktor! Oder glauben Sie, ich würde jedem Fremden ein Küsschen auf die Wange drücken?« Auf Willies Gesicht breitete sich ein Grinsen aus. »Nun ja, wenn man es genau nimmt, habe ich das nach meinen Vorstellungen von Zeit zu Zeit getan. Aber das spielt keine Rolle. Sie dürfen mich Willie nennen!«

»Ich würde Madame Fleck vorziehen, gnädige Frau, so nennen Sie sich schließlich seit Ihrer Eheschließung in Prag. Da Ihre Halbgeschwister Sie fraglos wiedererkannt

haben, werde ich auf eine schriftliche Legitimation Ihrer Person verzichten. Ebenso auf die Anwesenheit Ihres Gatten. Mir genügt ein Aktenvermerk, dass Sie die älteste Tochter des kürzlich zu Dresden verstorbenen Kaufmanns Jakob Liebermann sind.«

Willie setzte sich auf den Stuhl, auf dem Lea zuvor gesessen hatte, schlug die Beine übereinander und lachte amüsiert auf. Aus ihrer Handtasche holte sie ein silbernes Zigarettenetui, verzichtete aber auf Aarons Räuspern hin, es zu öffnen. Stattdessen sagte sie: »Sie dürfen Ihrem entzückenden Aktendeckel auch anvertrauen, dass Herr Fleck nicht länger an meiner Seite wandelt. Er ist in Prag geblieben, und ich wünsche ihm Glück mit seinem Betthäschen. Mehr ist dazu nicht zu sagen.«

»Du lässt dich scheiden?« Aaron schrie seine Empörung fast heraus. »Nachdem du alles darangesetzt hast, dein Leben mit diesem Künstler zu teilen? Gegen Papas Willen!«

Willie zuckte mit den Achseln. »Nun ja, wo die Liebe hinfällt, bleibt sie nicht immer liegen. Das wirst du vielleicht auch noch feststellen. Fleck und ich haben einige aufregende Jahre miteinander verbracht. Jahre, die ich keinesfalls missen möchte, weil sie an Lebensfreude und Leidenschaft nicht zu überbieten sind. Aber nun beginnt ein neues Kapitel im Buch der Willie Fleck.«

Der Notar, der nicht so aussah, als wolle er in diesem Buch auch nur eine Seite aufschlagen, brach nun das Siegel eines Umschlags. Darin befand sich der handschriftlich aufgesetzte letzte Wille des Verstorbenen Jakob Liebermann. Dieser war, wie nicht anders zu erwarten, in knappen Worten verfasst und ließ wenig Raum für Auslegung. Nur an einer Stelle wurde der Erblasser persönlich, indem er sein Bedauern darüber bekundete, zwei gute Ehefrauen überlebt zu haben. Er erklärte, wie schwer es gewesen sei, seine drei Kinder – Willie wurde schlicht übergangen – aufzuziehen, und legte seinen Hinterbliebenen die Verpflichtung auf, seiner durch das

Setzen eines Steines auf dem jüdischen Friedhof Dresdens sowie das regelmäßige Entzünden des Jahrzeitlichts zu gedenken. Ferner gab er die Anweisung, den Antiquitätenladen in seinem Sinne weiterzuführen.

»Jaja, aber was hat er uns denn hinterlassen?«, unterbrach ausgerechnet Oskar den Vortrag.

»Dazu komme ich jetzt, junger Mann, keine Sorge!« Der Notar rückte seine Brille zurecht. »Es dürfte den Herrschaften bekannt sein, dass der Firma J. Liebermann in der Zeit nach dem gewonnenen Krieg gegen Frankreich anno 1871 und der Gründung unseres Deutschen Reiches beachtlicher wirtschaftlicher Erfolg beschieden war. Der alte Herr Liebermann hat gleich nach dem Krieg damit begonnen, Antiquitäten aus Frankreich zu importieren. Die ließen sich billiger aufkaufen als Möbel aus Sachsen oder Preußen. Hinzu kamen wertvolle Bücher, die Ihr Vater zunächst nur im Nebensortiment anbot, die im Laufe der Zeit für ihn aber an Bedeutung gewannen. Insbesondere die kostbaren Erstausgaben, um die ihn jedes Dresdner Antiquariat beneidet.«

»Ja, mein Vater hatte ein gutes Händchen für das gedruckte Wort«, bemerkte Willie trocken. »Obwohl ich nicht glaube, dass er auch nur eines seiner Bücher gelesen hat.«

»Da irrst du dich gewaltig!« Aaron, der sich grundsätzlich jede Kritik an seinem verstorbenen Vater verbat, reckte angriffslustig das Kinn. »Vater mag keine Erstausgaben von Shakespeare oder Heinrich Heine auf Lager gehabt haben, dafür sammelte er aber *Siddurim*, also hebräische Gebetbücher. Er korrespondierte sogar mit dem bekannten Literaturhistoriker Leopold Zunz in Berlin, um sich vor dem Ankauf neuer Bücher beraten zu lassen.

»Leider ist das Interesse an religiösem Schrifttum inzwischen stark zurückgegangen. Es gibt nur noch wenige Sammler, die bereit sind, anständige Preise dafür zu zahlen. Dies gilt auch für die Antiquitäten, die Herr

Liebermann in seinem Sortiment haben wollte. Der Louis-xv-Stil ist jetzt, an der Schwelle zu einem neuen Jahrhundert, in vielen Häusern nicht mehr so gefragt wie früher.«

Dora atmete tief durch. »Was wollen Sie andeuten, Herr Notar? Doch wohl hoffentlich nicht, dass der Pleitegeier über unseren Köpfen kreist?«

»Ich fürchte, so ist es, gnädige Frau.« Der Notar hob seufzend die Hände. »Das Geschäft steckt in wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Ich verstehe nur nicht, dass Sie, meine Herren, davon nichts mitbekommen haben. Sie haben doch eng mit Ihrem Herrn Vater zusammengearbeitet.«

Leas Blick richtete sich gespannt auf Aaron, der sich mit einer Antwort erstaunlich viel Zeit ließ. Dass Oskar schockiert die Augen aufriss, wunderte sie nicht. Aber Aaron? Ihrem stets kühl kalkulierenden, mit allen Wassern gewaschenen Bruder sollte entgangen sein, dass sich die Firma Liebermann in der Krise befand?

Die Geschwister saßen noch im dunklen Arbeitszimmer beisammen, als sich der Notar längst verabschiedet hatte. Der Rest des Testaments bot wenig Überraschendes auf. Natürlich wurde Aaron die Geschäftsleitung übertragen. Das Haus ging zu gleichen Teilen an ihn und Oskar. Lea, die im Stillen gehofft hatte, ein wenig Geld zu ihrer freien Verfügung zu erhalten, ging leer aus. Sie wurde bis zu einer hoffentlich baldigen Eheschließung der Obhut ihres Bruders Aaron unterstellt. Geld war nur wenig übrig und sollte im Geschäft verbleiben, anstatt zu gleichen Teilen an die Erben ausgezahlt zu werden. Doch selbst dann schien das Geschäft kaum zu retten zu sein.

Schließlich stand Dora auf und zog wortlos die Vorhänge zu. Es schneite schon wieder, dicke Flocken klatschten gegen die Fensterscheibe. Von fern waren Kinderstimmen zu hören, die ein Weihnachtslied sangen. Jakob hatte für gewöhnlich ein paar Groschen hinuntergeworfen, nicht,

weil ihm Weihnachtslieder gefielen, aber weil er ein Herz für Kinder gehabt hatte. Doch weder Aaron und Dora noch Oskar dachten auch nur daran, diesem Brauch zu folgen. Sie waren viel zu erschüttert über das, was sie gehört hatten.

»Dass *sie* etwas bekommen soll, setzt dem ganzen noch die Krone auf«, sagte Dora schließlich. In ihrer Verbitterung gab sie sich keine Mühe, ihre Stimme zu senken. »Das ist nicht gerecht!« Natürlich galt der Vorwurf Willie.

»Was ist schon gerecht?«, gab diese achselzuckend zurück. Lea fand es erstaunlich, mit welcher Gelassenheit sie Doras Boshaftigkeiten an sich abprallen ließ, und wünschte sich, sie besäße auch nur halb so gute Nerven. Davon abgesehen teilte sie die Meinung ihrer Schwägerin nicht. Willie Fleck war das älteste Kind ihres Vaters, und was auch immer zwischen den beiden vorgefallen sein mochte, es war Jakob Liebermanns Wunsch gewesen, dass sie seine alte Standuhr erhielt.

Willie stand auf und begutachtete das Möbelstück, das so viele Jahre in seiner Ecke gestanden und für die Familie heitere wie auch kummervolle Stunden eingeläutet hatte. In wenigen Wochen hätten die Liebermanns sich wie an jedem Silvesterabend vor ihr eingefunden, um gemeinsam auf ein gutes neues Jahr anzustoßen. Lea wurde traurig bei dem Gedanken, dass ihnen nun selbst dies verwehrt bleiben sollte. Doch wenn ihre finanzielle Lage wirklich so ernst war, wie der Notar behauptet hatte, besaßen sie vielleicht bald nicht nur keine Uhr mehr, sondern auch kein Haus.

»Besuch mich, Kindchen«, flüsterte Willie ihr ins Ohr, als sie sich kurz darauf den Hut über die Ohren zog. »Wir sollten uns unterhalten und ein wenig näher kennenlernen. Immerhin sind wir Schwestern!«

Lea stimmte zu. Aber im Grunde glaubte sie nicht recht daran, dass sie die Frau in Hosen und Männerstiefeln

jemals wiedersehen würde.

2.

»Wir werden den Gürtel künftig enger schnallen müssen«, erklärte Lea am folgenden Tag, als sie ihren alten Freund und Mentor, den Schreinermeister Carl Schwarzmüller in dessen Werkstatt besuchte. Zu ihrer Erleichterung durfte sie jetzt, da die Zeit der *Schiwa* vorüber war, das Haus wieder verlassen. Natürlich bestand Dora nach wie vor auf Trauerkleidung, doch das störte Lea nicht. Hauptsache, sie konnte nach sieben Tagen völliger Zurückgezogenheit wieder durch die Stadt streifen. So war ihr erstes Ziel der Striezelmarkt gewesen. Lea liebte den berühmten Dresdner Weihnachtsmarkt, der in diesen Tagen Besucher aus aller Welt anlockte. Schon als kleines Mädchen hatte sie aufgeregt die Tage bis zur Eröffnung des Marktes gezählt, und mit den Jahren hatte sich daraus eine wahre Leidenschaft entwickelt. Nichts faszinierte Lea mehr, als an den festlich geschmückten Buden vorbeizuschlendern und sich bei einem Bratapfel und einem Becher Punsch die weihnachtlichen Auslagen mit all ihren Schätzen anzusehen. Die Atmosphäre, die auf dem Markt herrschte, war für sie so magisch, als liefе sie durch einen Zauberwald. Der Duft von gebrannten Mandeln, Rostbratwürstchen und heißem Gewürzpunsch ließ sie regelmäßig in Verzückung geraten. Der Striezelmarkt war für Lea auch ein Zufluchtsort gewesen, als ihre Mutter gestorben war. Er hatte ihr Trost gespendet und Hoffnung gemacht. Und noch heute beschirmte er sie vor den Sorgen, die der Alltag mit sich brachte.